

Robert Riemann

(1877 – 1962)

Dummheit und Einsicht in achtzig Lebensjahren (1877 – 1957)

Die Kapitel

- 1 Familientraditionen
- 2 Hugo Riemann
- 3 Konrad Bertelsmann
- 4 Freundschaft und Dichtung
- 5 Thomaner, Student, Soldat
- 6 Paul Beck
- 7 Die Oberrealschule
- 8 Der Deutsche Monistenbund
- 9 Kleine Kriegserlebnisse
- 10 Die neue Ordnung
- 11 Mann der Öffentlichkeit
- 12 Stadtrat
- 13 Schwarzarbeiter
- 14 Idyll am Bodensee
- 15 Heimkehr und Abschied
- 16 Mein achtzigster Geburtstag

Herausgegeben von Tord R. Riemann, Königs Wusterhausen (2008-2009)

Copyright:

Das Werk unterliegt der [Creative Commons Lizenz \(by-nc-nd\) – 3.0 Deutschland](#).

Sie dürfen das Werk vervielfältigen, verbreiten und öffentlich zugänglich machen. Sie müssen den Namen des Rechteinhabers Tord R. Riemann in der von ihm festgelegten Weise nennen: *Tord R. Riemann, www.hugo-riemann.de*. Dieses Werk darf nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden. Im Falle einer Verbreitung müssen Sie anderen die Lizenzbedingungen, unter welche dieses Werk fällt, mitteilen. Am einfachsten ist es, einen Link auf die Creative Commons 3.0 Web-Seite einzubinden. Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten. Diese Lizenz lässt die Urheberpersönlichkeitsrechte unberührt. Die juristisch genaue Fassung sehen Sie im genannten Weblink.

Sechzehntes Kapitel.

Mein achtzigster Geburtstag.

Man denkt immer: „Jetzt ist alles vorbei“, und dann geht alles ruhig weiter. Der unbefriedigende Zwischenzustand, in dem die alte Beschäftigung aufhört und neue Tagespensen sich nur zögernd bilden, dauert höchstens einige Monate. Dann lernt man die Reize des *otium cum dignitate* (der Muße mit Würde) kennen. Man merkt, wieviel Zeit man jetzt für das hat, was man immer schon tun wollte, ohne im Drange der täglichen Geschäfte dazu kommen zu können. Die Stadt Leipzig hatte mir zu meinem 75. Geburtstag ein großes zweibändiges griechisches Lexikon von Pape und Sengebusch auf Lebenszeit überwiesen. Den Homer hatte ich bereits vorher zu präparieren begonnen, verfügte auch über Spezial-Wörterbücher und ausführliche Kommentare. In diesen stand allerdings nichts von dem, was mir nunmehr wesentlich war, nichts von der antiken Astralmythologie (Helena als Mondgöttin, Odysseus als wandernder Sonnengott), nichts vom Schattenreich der Hauch- und Blutseelen oder von Vögeln als Seelentieren. Rohde, Nietzsche, Drews und Wundt schienen hier überhaupt nicht gelebt zu haben. Sogar Schliemanns Ausgrabungen wurden nur mit großer Vorsicht ausgewertet, und gesellschaftliche Probleme waren ein heißes Eisen, das keiner anfassen mochte. So ziemlich ohne Führer las ich daher die „Ilias“ und die „Odyssee“ unter dem Gesichtspunkte durch, dass diese Epen Poesie der herrschenden Klasse der Sklavenhalterepoche sind. Ein Beispiel mag das erläutern. Da diese Betrachtungsweise Goethe und Herder noch ganz fremd war, fanden sie unter dem Einflusse Rousseaus in der Eumaios-Episode der „Odyssee“ ein Bild der unverdorbenen Menschen der Naturzeit. Der Marxist aber sieht, dass im Eumaios der Mustersklave geschildert wird. Dieser treue Diener des Odysseus ist so, wie ihn die Aristokraten haben wollen. Mit dem phantastischen Bilde einer „Natur“, in der es nur gute Menschen gibt, hat das gar nichts zu tun. Völlig aber passt es zu den mit Behagen ausgeführten Schilderungen der scheußlichen Henkerszenen, in denen ungetreue Sklaven von ihren Herren eigenhändig zu Tode gemartert werden. So drang ich zu dem Satze vor: Man muß sich bei der Lektüre jeder Dichtung zunächst die Frage vorlegen, aus welcher Klasse der Dichter kam, dann aber auch die keineswegs damit identische Frage, für welche Klasse der Dichter schrieb. Das fand ich bei der Lektüre der „Episteln“ des Horaz durchaus bestätigt. Dieser römische Dichter war der Sohn eines Freigelassenen, kam also aus der Sklavenklasse. Er hat aber nicht für diese gedichtet, sondern für die herrschende Klasse, in die er als Günstling des Mäcenat und des Augustus aufgestiegen war. Daher redet Horaz mit unverkennbarer Gleichgültigkeit über die herkömmlichen Strafen für faule oder unbotmäßige Sklaven und denkt gar nicht daran, für die Misshandelten Partei zu nehmen. Ebenso macht er sich über tölpelhafte Bauern lustig, die sich nicht zu benehmen wissen, wenn sie mit einer Botschaft oder einem Geschenk zu Augustus geschickt werden. Über diesen allmächtigen Herrscher wagt Horaz nie zu spotten, sondern betete ihn wie eine Gottheit an. Er ist stolz darauf, dass er das Zeremoniell so genau kennt wie die Regeln des Versbaus, und nennt sich einen gebildeten Dichter (*Poeta doctus*). Darin ist er Goethe nächstverwandt.

Vergils „Äneis“ hatte ich schon in Meersburg zweimal durchgearbeitet und dabei mein Hauptaugenmerk auf die Einführung altitalischer Lokalsagen in die Homerische Dichtung gerichtet. Jetzt kaufte ich mir im Antiquariat mehrere Kommentare, darunter einen amüsant kavaliermäßigen aus dem achtzehnten Jahrhundert und einen ehrfurchtsvollen aus der Wilhelminischen Epoche. Die moralischen und militärischen Betrachtungen dieses zweiten, mit dem wir 1893 auf dem Wiesbadener Gymnasium malträtirt wurden, hatten wir damals als durchaus zeitgemäß hingegenommen. Jetzt reizten sie mich fortwährend

zum Lachen. Der Verfasser war offenbar Pastorensohn und Reserveleutnant. Was er sagte, kam mir überlebt und vermodert vor. Den alten Leuten, die immer darüber jammern, wie wenig aus ihnen geworden ist, kann ich nur raten, einmal wieder ein Buch zur Hand zu nehmen, das sie vor fünfzig Jahren schön gefunden haben. Dann werden sie rasch merken, wieviel urteilsfähiger sie geworden sind. Es ist doch recht angenehm, wenn man am Ende eines langen Lebens merkt, dass man nicht dümmer geworden ist, sondern immerhin etwas gescheiter. Es gibt allerdings auch Leute, die bei Feststellung dieses Unterschieds seufzend sagen: „Ich habe den Idealismus der Jugend verloren.“ Das Abstreifen von törichten Illusionen, Befangenheit und Vorurteilen ist kein Verlust, sondern ein Gewinn. Hier gilt Bakunins Satz: „Die Lust der Zerstörung ist eine schaffende Lust.“ Die meisten Literaten betreiben ihr Handwerk ganz verkehrt. Sie wenden ihre Kritik nur auf zeitgenössische Schöpfungen an. Gegenüber den zehntausend wichtigen Büchern der Vergangenheit fühlen sie sich hilflos. Daher übernehmen sie aus den Ästhetiken und Literaturgeschichten die bereits gangbaren Urteile und suchen diese durch flüchtige Kenntnisnahme einzelner Werke in ihrem Gedächtnis zu befestigen. Dann schreiben sie los und merken bald gar nicht mehr, dass sie sich in fortwährender Wiederholung dessen, was schon hundertmal gesagt worden ist, bewegen. Wenn einmal einer aus diesem Kreis ausbricht und berühmte Bücher so selbständig beurteilt, als ob noch niemand darüber geschrieben hätte, dann geraten sie in Entsetzen und Empörung. Sie werfen dem unwillkommenen Neuerer vor, dass er zu unwissend ist, um seine Vorgänger zu kennen, oder zu dumm, um sie zu kopieren. Dahinter steckt nichts als die Unfähigkeit, es ebenso zu machen wie er, oder der Widerwille, ein Buch so langsam und so lange zu lesen, bis einem wirklich etwas dabei einfällt.

Das gangbare Urteil über Voltaires „Henriade“ lautet, dass sie langweilig ist. Man behauptet, zum echten Epos gehöre die Mythologie. Der ungläubige Voltaire habe keine gehabt und habe sich daher mit Allegorien beholfen, die kein wirklicher Ersatz für Göttergeschichten wären. So ähnlich habe ich „Henriade“ noch 1917, als ich sie in Frankreich las, beurteilt. Erst vierzig Jahre später las ich die kämpferischen Partien gegen den Fanatismus mit demselben Genuß wie die reizenden Rokokobildchen der eingeflochtenen Liebesgeschichte. In den erfundenen langen Reden historischer Personen erschien mir Voltaire als der unmittelbare Vorgänger Schillers, der von ihm aber mit kühler Missachtung zu reden pflegt. Schiller hätte sich einmal fragen sollen, wieviel er dem großen Historiker Voltaire verdankte, statt sich ihm als „weniger frivol“ moralisch überlegen zu fühlen. Hier stak auch er tief im Hergebrachten.

Das zwanglose Wandern von einer großen Schöpfung der Weltliteratur zur andern behagte mir immer mehr, da ich von keinem Termin, zu dem ich fertig werden musste, gedrängt wurde, wie das der Fall gewesen war, als ich für Hendel las. Gewöhnlich genoß ich jetzt erst ein griechisches, dann ein lateinisches, dann ein französisches und schließlich ein eben erschienenenes deutsches Werk, worauf die Reihe wieder mit einem griechischen von vorne anfang. Bei der fremdsprachlichen Lektüre nahmen mich bisweilen ein paar schwer zu übersetzende Zeilen einen ganzen Vormittag in Anspruch, aber dafür wurde mir dann auch die von den französischen Pädagogen so laut gepriesene Freude an der „überwundenen Schwierigkeit“ zuteil. Solche schwierige Stellen erziehen besonders gut zum besinnlichen Lesen, das man erst wieder lernen muß, wenn man siebeneinhalb Jahre lang in der Flut der amtlichen Erlasse herumgewirbelt worden ist. Seit meiner nunmehr ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Studentenzeit hatte ich nicht mit solcher Ruhe geforscht und genossen, wie ich das jetzt als hoher Siebziger tun konnte. Daß ich mich überhaupt derart zäh beschäftigen konnte, ließ mich oft dankbar an Eduard Sievers zu-

rückdenken, der nun auch schon lange unter der Erde lag. Mit der Gründlichkeit, die er unzähligen Schülern anerzogen hat, las ich nach den Epen Homers, Vergils und Voltaires auch Dantes „Göttliche Komödie“, die mir aber als sadistische Mönchsphantasie wenig behagte, und die erotische Dichtung Ariosts, die mir wie gereimte 1001 Nacht vorkam. Nicht orientalistisch ist im „Rasenden Roland“ allerdings der spöttische Ton, der schon zu Voltaire hinüberleitet.

Neue Ausgaben der deutschen Klassiker und Bücher über Goethe besprach ich einige Jahre lang im „Buchhändler-Börsenblatt“, dessen literarische Beilage aber 1957 eingezogen wurde. Obwohl ich zwei von den jungen Redakteuren, Wenzel und Faut, recht gut gefiel, erhoben ihre Kollegen damals wieder den Vorwurf, dass meine Besprechungen zu gelehrt seien. Ich brächte den Hauptkunden des Börsenblattes, also den kleinen Buchhändlern im Lande, nicht bei, wie man die Kauflust weckt. Diese Aufgabe könne von anderen Mitarbeitern im Hauptblatt besser gelöst werden. Eigentlich hatte ich das aber doch im F.W.Hendel Verlag gründlich gelernt, und meine Prospekte hatten beachtliche Erfolge erzielt! Daß ich im Börsenblatt nicht mehr anonym schrieb, sondern mit Professor Dr. unterzeichnen konnte, war anfangs als ein Vorzug betrachtet worden. Jetzt aber schien das Redaktionskollegium zu glauben, dass Geschäftsleute alles, was von Akademikern unterzeichnet wurde, ungelesen beiseite legten. Diese für meine Ausbootung angeführten Gründe überzeugten mich nicht. Die wahren Motive seiner Mitmenschen bekommt man ja in den seltensten Fällen heraus, weil immer nur die Vorwände geäußert und unermüdlich betont werden. Meine etwas selbstgefällige Vermutung geht dahin, dass die andern Mitarbeiter, wenn sie ihre Artikel mit den meinigen verglichen, erschreckt merkten, wie eng ihr Gesichtskreis war. Deshalb setzten sie Himmel und Hölle in Bewegung, um mich los zu werden. Das war insofern nicht besonders schwierig, als ich den Vorwurf, dass ich ein Greis sei, beim besten Willen nicht aus der Welt schaffen konnte. Noch immer verfasste ich Aufsätze, aber es glückte mir immer seltener, sie irgendwo unterzubringen. Dem Zuge der Zeit entsprechend, lag die Entscheidung überall bei einem Lektorenkollektiv. In einem solchen finden sich stets Angsthasen, die ein Manuskript politisch gefährlich, sittlich anstößig, total unverständlich oder stilistisch unmöglich finden. Wenn einer solche Bedenken äußert, stimmen die meisten bei, weil jeder davor zurückschreckt, sich durch eine wohlwollendere Beurteilung zu kompromittieren. Daher würde überhaupt nichts mehr gedruckt werden, wenn nicht die Cliquenbildung ein gewisses Gegengewicht herstellte, das man paradoxerweise heilsam nennen muß. Die Mitglieder einer literarischen Clique werden durch den Grundsatz vereinigt, gegenseitig ihre Manuskripte nicht zu beanstanden. Auf diese Art von Solidarität sind sie stolz. In die Clique kommt man nur als Schützling eines Mannes hinein, der ihr schon lange angehört. Man ist daher immer in Gefahr, wenn der Beschützer auf einen andern Posten kommt. Dann erhält man zwar für den letzten Beitrag, den man geliefert hat, noch ein Arbeitshonorar, aber gedruckt wird der Beitrag nicht, und von da an bekommt man keinen Auftrag mehr. Das ist mir an verschiedenen Stellen so gegangen. Ein jüngerer Mann hätte solche Hindernisse vielleicht mit dem Mut der Verzweiflung überwunden, aber ein alter Mann geht einfach weg, wenn er merkt, dass er nicht mehr gern gesehen wird, und sagt mit Wilhelm Busch: „Alles ist mir einerlei!“

Meiner wachsenden Gleichgültigkeit gegenüber literarischen Erfolgen entsprach mein Verhalten auf politischem Gebiete durchaus nicht. Meine nicht gerade überstürzte, sondern recht langsame Entwicklung als Pädagoge und als Literat war schließlich darauf hinausgelaufen, dass ich alles vom politischen Standpunkt sah und wertete. Als ich im vorigen Jahrhundert mit einem Aufsatz über „Ibsens Technik“ anfang und dann 1901 mit „Goethes Romantechnik“ promovierte, waren mir die formaltechnischen Eigentüm-

lichkeiten der Dichter die Hauptsache. Aus alter Gewohnheit stellte ich sie, ein halbes Jahrhundert später noch immer fest, hielt sie aber nicht mehr für das Wesentliche. Meine Frau, die mich jetzt so genau kannte, wie das ehemals meine Mutter getan hatte, sagte oft bedauernd: „Eigentlich redest du den ganzen Tag nur noch über Politik. Interesse habe ich auch dafür, aber zuweilen möchte ich doch von etwas anderem hören. Du wirst furchtbar einseitig.“ Sie hatte recht, aber zu ändern war das nicht mehr. Ich war und bin nicht dazu fähig, auf die öffentliche Wirksamkeit zu verzichten. Hier drängte ich mich überall ein, ob man mich haben wollte oder nicht. Gegen seinen stärksten Trieb kämpft jeder Mensch vergeblich. Das wußte ich längst und wehrte mich nicht mehr. Das, was man den Charakter eines Menschen zu nennen pflegt, besteht aus seinem Temperament und seinem stärksten Triebe. Beides hängt eng zusammen. Der Sanguiniker hat einen viel stärkeren Wirksamkeitstrieb als der Phlegmatiker. Erfahrung, Nachdenken und Umstände bringen nur sehr geringe Änderungen des Temperaments hervor. Am unberechenbarsten sind der Melancholiker und der Choleriker. In der Schilderung ihrer verworrenen Gedanken und Handlungen hat Dostojewski geschwelgt. Schließlich pflegte er sich durch maßloses Tabakrauchen in einen dem Opiumrausch verwandten Zustand zu versetzen, wenn er wieder einmal mit sich selbst nicht fertig werden konnte. Auch ich war seit meiner Jugend Kettenraucher. Noch unentbehrlicher aber war mir der Arbeitsrausch, den ich mir im Alter immer seltener verschaffen konnte.

Der Kreis, der mir nach meiner Verabschiedung offen stand, war anfangs denkbar klein. Es handelte sich um das Parteischullehrjahr der Wohnparteiorganisation, das ich seit vier Jahren ganz nebenher erledigt hatte und das nun plötzlich die Hauptsache war. Die fünfundzwanzig Teilnehmer hatten ein Durchschnittsalter von 60 Jahren und waren zum weitaus größten Teil Frauen, deren Männer noch arbeiteten und in ihrem Betriebe die entsprechende Schulung durchmachten. Die Vorbereitung auf die Abende nahm ich trotzdem so gewissenhaft vor, als ob ich noch Studenten oder Primaner vor mir oder um mich gehabt hätte. Natürlich musste ich in diesem Milieu von 20 alten Weiblein und vier oder fünf noch älteren Männern alles in eine sehr leicht fassliche Sprache übersetzen. Wenn ich den Vortrag fertig hatte, arbeitete ich ihn in Frage und Antwort um, so dass eine Art von Katechismus entstand, der im Verlaufe der Jahre einen geradezu riesigen Umfang annahm. Ich schrieb alles in hübsch gebundene Hefte und nummerierte durch. Die Schlussitzung am 14. Mai 1956 endete auf Seite 973. Bei dieser mit Liebe durchgeführten Arbeit fiel mir ein, dass mein Vater für Max Hesses Verlag eine große Zahl von musikwissenschaftlichen Katechismen verfasst hat. Sie waren allerdings für ein wesentlich jüngeres Publikum von Musiklehrern und Konservatoristen gedacht. Vererbungstheoretische Folgerungen habe ich an diese Wiederholung der methodischen Formgebung des Vaters durch den Sohn nicht geknüpft.

Da die Wohngruppe ihre Versammlung im Jugendkulturraum des Bayrischen Bahnhofs abhielt, hörte gelegentlich auch ein Gast vom Personal zu, und schließlich baten uns die Eisenbahner, einen ihrer Schulungskurse mit dem unsrigen zu vereinigen, weil sie nicht genug Lehrer hatten. So verdoppelte sich die Zahl meiner Hörer und wurde auch das Gleichgewicht zwischen Männer und Frauen, Alten und Jungen hergestellt. Allerdings beteiligten sich die Weiblein, die meinen Unterricht schon vier Jahre genossen hatten, an den Debatten stärker als die Eisenbahner. Diese machten anfangs nur zögernd mit. Da ich aber kühn genug war, mich so weit wie nur irgend möglich auf das mir doch nur wenig bekannte Gebiet der Eisenbahnfragen vorzuwagen, hatten die Männer vom Fach oft Gelegenheit, ihren Lehrer zu korrigieren. Als sie merkten, dass ich ihnen ihre Richtigstellung nicht übel nahm, sondern sie freudig begrüßte, machte ihnen die Schulung wirklich

Spaß. Sie debattierten auch dann mit, wenn von politischen Problemen, die nichts mit der Eisenbahn zu tun hatten, die Rede war. Nach zwei Jahren konnte ich die Kurse ruhig abgeben, da unter den Weiblein und Männern der Nachwuchs genügend entwickelt war, um ohne mich fertig werden zu können. Die Eisenbahner schenkten mir in Anerkennung meiner pädagogischen Leistung Hedda Zinners Schauspiel „Der Teufelskreis“ (1954). Dieses Werk ist zwar stark von Romain Rollands „Robespierre“ (1938) abhängig, aber in der Grundstimmung weniger wehleidig. Der Held Hedda Zinners ist der mutige Vorkämpfer Georgi Dimitroff, das Vorbild aller optimistischen Gegner des Faschismus. Das Stück wurde häufig gespielt, noch mehr gelesen, als der Faschismus aufs Neue vordrang und wir allen Grund hatten, uns auf heroische Traditionen zu besinnen.

Die Art, wie ich nach meiner Emeritierung unentwegt weiter Parteiarbeit leistete, erregte die Aufmerksamkeit der Leipziger Parteiführung. Mit Recht werden gerade die Funktionäre bei uns besonders geschätzt, die in einem kleinen Kreise genau so eifrig arbeiten wie auf einem hohen Posten. Der römische Redelehrer Quintilian (35 bis 100) hat bekanntlich gesagt: „Optimus quisque praeceptor frequentia gaudet ac maiore se theatro dignum putat“ (Gerade die besten Lehrer finden immer, dass ihr Wirkungskreis ihrer nicht recht würdig sei). Es fragt sich, ob solche Karrieristen wirklich die besten Propagandisten sind. Die Redner, die nach einem ärgerlichen Blick in den Vortragssaal wütend erklären: „Vor elf Zuhörern rede ich überhaupt nicht!“ habe ich immer für eingebildet Laffen gehalten. Ein wirklich guter Lehrer sieht hier nichts als eine Aufgabe, die ihn lockt. Er weiß längst, dass es keineswegs leicht ist, eine stark akzentuierte Rede, die er sich für hundert Zuhörer ausgedacht hat, in ein freundliches Gespräch mit elf Menschen zu verwandeln. Mit dieser Änderung ist er so beschäftigt, dass er gar keine Zeit hat, sich über den mangelnden Besuch zu ärgern. Er hat sich als Virtuose der Vortragskunst zu bewähren, und dabei kommt zuweilen sogar mehr heraus als bei der Donnerrede vor hundert oder mehr Zuhörern. Die Agitation von Mann zu Mann gilt mit Recht als die wirkungsvollste. Man muß als Parteimensch immer bereit sein, dahin zu gehen, wo man gebraucht wird, und sich bereitwillig den Umständen, die man vorfindet, anzupassen. Gegen die Eitelkeit im Allgemeinen will ich nichts sagen, aber man kann sie auf sehr verschiedene Art befriedigen. Die edelste Art ist der Stolz auf die gute Leistung. Sehr töricht aber ist es, nicht hilfreich einzuspringen, wenn ein bekannter Redner ausfällt. Manche sagen gekränkt: „Warum habt ihr denn nicht zuerst an mich gedacht? Zum Lückenbüßer bin ich mir zu gut.“ Solche Leute sollte man überhaupt nie wieder auffordern, sondern sie in der Schmollecke sitzen lassen. Da können sie über ihre verkannte Größe nachdenken. Lassalle und Trotzki haben der Arbeiterbewegung sehr geschadet, weil sie immer und überall die erste Rolle spielen wollten. Dagegen war Engels gerade darauf stolz, dass er Marx für viel bedeutender hielt als sich selbst und daher nur „die zweite Violine spielte“. Der reizbare Herder ist in seinen letzten Jahren nie aus dem giftigen Groll darüber hinausgekommen, dass er erst von Goethe, dann auch von Schiller in den Schatten gestellt wurde. Ähnlich verhielt sich Plechanow, als er von Lenin überholt wurde, den er für seinen begabten Schüler hielt. Herder und Plechanow wollten nicht nur große „Anreger“, sondern etwas Endgültiges sein. Daß es ein Krankheitssymptom ist, sich solchen Regungen hinzugeben, tritt am deutlichsten bei Nietzsche zutage. Ein gesunder Mensch fühlt sich in einem kleinen Kreise wohl und zeigt das auch. Dann wächst dieser kleine Kreis allmählich ganz von selbst, auch wenn man schon beinahe achtzig ist und gewissermaßen wieder von vorn anfängt.

Zuerst hatte ich das erlebt, als meine Tätigkeit im numerisch schwachen Monistenbunde sich zu der für eine Million Menschen in der Reichsarbeitsgemeinschaft freigeistiger Verbände auswuchs. Der Verlauf wiederholte sich in kleinerem Maßstabe, als sich

1953 die Jugendweihe zu einer politisch wichtigen Angelegenheit entwickelte. Der höchste Funktionär der DDR, Walter Ulbricht, war sich von vornherein darüber klar, dass hier eine Waffe gegen den gewaltigen Heerhaufen der ewig Gestrigen, die vom Revanchekrieg mit Atombomben träumten, weil sie den Kommunismus haßten, geschaffen werden konnte. Man musste die Jugend gegen solche Einflüsse immun machen. Man hatte das bisher von den Lehrern erwartet, aber viele von den alten waren zu schwerfällig dazu, und die meisten Neulehrer hatten zuviel auf dem Halse, um das von der Renaissance, der Aufklärung und den Klassikern des Sozialismus geschaffene materialistische Weltbild aus dem Handgelenk der Jugend des Arbeiter- und Bauernstaates zu übermitteln. An Bereitwilligkeitserklärungen mangelte es nicht, aber die Ausführung musste beständig kontrolliert werden. Nur bei strenger Wachsamkeit war es möglich, zunächst die demokratische, dann die sozialistische Schule zu schaffen. Die demokratische Erziehung der Schule konnte sich 1953 schon einigermaßen sehen lassen, die sozialistische aber durchaus nicht. Daß man vor dem Worte Materialismus noch immer Angst hatte, lag zum Teil an den Eltern, zum Teil an den Pastoren, die den Konfirmandenunterricht zu einer Bastion des Antikommunismus ausbauten. Im Schulunterricht wurden die Namen Voltaire, Darwin, Haeckel, Feuerbach, Marx, Engels und Lenin bestenfalls mit Achtung genannt, aber fast nirgends mit der enthusiastischen Verehrung, die immer am stärksten auf die Jugend wirkt. Diese will Liebe oder Haß, Verehrung oder Abscheu. Hinter jeder zögernden Haltung wittert die Jugend mit sicherem Instinkt Feigheit und Heuchelei.

Leipzig war immer Freidenkerzentrum gewesen und geblieben. Der erste Parteisekretär des Bezirks, Paul Fröhlich, nahm dort nunmehr die Führung in der offenen Betonung des Gegensatzes zwischen dialektischen Materialismus und der kirchlichen Lehre. Er sprach ebenso rückhaltlos wie Walter Ulbricht von „unserer atheistischen Weltanschauung“ und wich nicht zurück, sondern freute sich, wenn irgendein wütender Pastor von seiner „Hetze gegen die Kirche“ redete. Fröhlichs Sohn Lothar war fünf Jahre lang Schüler der Leibnizschule gewesen und hatte meinen Unterricht in Deutsch und Geschichte mit Erfolg genossen. Der Vater unterließ es nicht, mir bei jedem Zusammentreffen in Versammlungen und auf Festlichkeiten zu versichern, dass meine Ansichten und meine Art, die Schüler zu erziehen, durchaus seinen Beifall hätten. In einer Rede für die Jugendweihe nannte Fröhlich mich sogar einen vorbildlichen Lehrer. Diese Beurteilung wich sehr erheblich von der Hohendorfs und Bohmanns ab.

Ein ebenso entschlossener Atheist wie Ulbricht und Fröhlich war der erste Sekretär der Stadtleitung der Partei, Fritz Beier. Auch zu ihm lag eine persönliche Beziehung vor, deren Wurzeln sehr weit zurückreichten. Beier hatte die Witwe des Bürgermeisters Austel geheiratet. Dieser war ein Sohn des Riemannsetzers bei Breitkopf & Härtel. Der Vater las die winzige Handschrift meines Vaters glatt und bekam deshalb von diesem stets nach Vollendung des Drucks ein Exemplar mit handschriftlicher Widmung. Ein auf diese Bevorzugung eifersüchtiger Schüler meines Vaters hatte mir versichert: „Der sogenannte Riemannsetzer trägt jedes Buch Ihres Vaters sofort ins Antiquariat und verkauft es mit Aufschlag.“ Das wäre bei den sehr unterschiedlichen Einkommensverhältnissen des Autors und des Setzers begreiflich, wenn es wahr gewesen wäre. Es war aber von Anfang bis zu Ende erlogen. Bürgermeister Austel hatte diese Bücher noch, als sein Vater längst tot war, und sprach mit mir darüber, als ich 1946 Stadtverordneter geworden war und wieder im Rathaus ein- und ausging. Der Bürgermeister war schon schwer leidend. Er musste bald ins Krankenhaus St. Jakob. Dort ließ er sich, als er sein Ende nahe fühlte, in das Zimmer bringen, in dem sein Vater gestorben war. Wie so viele andere vorher, besuchte auch ich ihn und fand ihn völlig gefasst und ruhig. Er sagte: „In diesem Zimmer

ist mein Vater an derselben Krankheit gestorben, die mit mir Schluß macht, nämlich an Tuberkulose. Deshalb liege ich hier.“ Es war nicht das erste Mal, dass ich einen Freidenker in so entschlossener Haltung gegenüber dem unmittelbar bevorstehenden Tode fand. Es hat mir als ein letzter Kampftakt immer wieder imponiert. Es ist die beste Widerlegung der priesterlichen Ammenmärchen vom Teufel und der Hölle. Austels Witwe, die Beier heiratete, war die Tochter des Schneidermeisters Brandes, der meine Vorlesungen auf der Volkshochschule 1921 gehört und dann jahrelang meine Anzüge angefertigt hatte. Bei den Anproben unterhielten wir uns stets über Politik; denn er war ein sehr tätiges Mitglied der SPD, und seine Kinder waren Kommunisten. Diesen ganzen Rattenkönig von Beziehungen erwähne ich, um unseren Intellektuellen klarzumachen, dass sie mit der Arbeiterschaft leben, in ihr aufgehen, sich vor allen Dingen in ihr wohlfühlen müssen, wenn ihr Eintritt in die Partei nicht ein oberflächliches Lippenbekenntnis bleiben soll. Wer schon die Teilnahme an einem Betriebsfest als ein Opfer betrachtet, weil ihm die lärmende Fröhlichkeit auf die Nerven geht, der gehört nicht hinein. Popularitätssüchtige Kronprinzen können wir nicht gebrauchen. Sie sollen sich von den Kleinbürgern, die immer dazu bereit sind, im Staube verehren lassen. Natürlich schließt das Zusammenleben mit den Arbeitern Reibereien nicht aus, auch nicht einen gelegentlichen Krach, wenn etwa unentwegte Skatspieler ihre Karten so auf den Tisch hauen, dass man den Nachrichtendienst des Rundfunks nicht mehr versteht. Solche kleine Störungen gleichen sich rasch wieder aus. Sie gehören hier so gut dazu wie in einer guten Ehe, die als bloßes Liebesgesäusel auf die Dauer unerträglich fade wird. Beier hatte vollkommenes Verständnis für meine Auffassung, als ich ihm eines Tages sagte: „Seit du in die Familie Brandes hineingeheiratet hast, kommt es mir vor, als ob du zu **meiner** Familie gehörtest.“

Wichtiger als das alles aber war noch meine Verbindung mit **Heinz Schwidtmann**. Es wurde Zeit, dass ich einen neuen Vertrauten bekam. Alle meine alten Freunde, meine Schwestern und Brüder waren tot. Alte Schüler besuchten mich noch, sogar solche vom Glanzjahrgang 1911, die nun selbst schon weiße Haare hatten. Zuweilen aber hatten sich die anhänglichen Schüler zu etwas ganz anderem entwickelt, als sie ehemals hatten erwarten lassen. So kam aus Colorado der Universitätsprofessor Gerhard Loose, der 1927 sein Abitur an der Leibnizschule gemacht hatte. Er war damals ein magerer Jüngling mit pechschwarzem Haar. Seine Mitschüler bewunderten den „Schwarzen“ wegen seiner sportlichen Leistungen, noch mehr aber, weil er vor jedem Wettlauf Cola-Coka zu schlucken pflegte. Das machte interessant und galt beinahe als genial. In seinen Schulleistungen war Loose sprunghaft. 1932 traf ich ihn zufällig einmal vor der Leibnizschule. Er kam mit einem jüngeren Kameraden, Possony, dem Sohne eines Kapellmeisters. Beide bekannten sich laut zum Kommunismus und schienen nicht recht zu begreifen, dass ich noch immer bei der SPD aushielt. Schließlich sagte ich: „Na ja, zu Loose passt es wohl, dass er Kommunist ist. Aber Sie, Possony, waren doch immer die Sanftmut selbst.“ - „Ja“, erwiderte Possony, „die Zeit ist so böse, dass man bissig werden muß, ob man will oder nicht.“ Diesen beiden Kommunisten gelang 1934 die Flucht nach Amerika, Possony war Jude. Loose trat in die amerikanische Armee ein, als diese ungerne und zögernd gegen Hitler in den Zweiten Weltkrieg eingriff. Er gehörte zu den 20 000 amerikanischen Soldaten, die auf der „Queen Elisabeth“ nach Europa fuhren, und brachte es bis zum Offizier. Auf Deutsche brauchte er nicht zu schießen, da er immer nur bei den Stäben verwendet wurde. Während er an der Universität Colorado Germanistik lehrte, wurde er stolz darauf, amerikanischer Bürger zu sein. Wenn er jetzt „wir“ sagte, meinte er nicht die Deutschen, noch weniger die Kommunisten, sondern die Amerikaner. Darin glich er Sealsfield. Looses Haar war, als ich ihn wiedersah, graumeliert, aber seine Hautfarbe war dunkelgelb durchbeizt, weil er 1800

Meter über dem Meeresspiegel wohnte und wirkte. Dadurch war in sein Gesicht etwas Aztekisches hineingekommen, das mich sonderbar anmutete. Abenteuererblut hatte immer in ihm gewühlt, aber er war jetzt so weit damit fertig geworden, dass er, wie in unserer Unterhaltung bald hervortrat, abenteuerliche Naturen wohl noch mit einiger Sympathie, aber doch nicht ganz kritiklos zu schildern vermochte. Unser Gespräch dauerte vier Stunden. Natürlich erinnerte ich ihn zunächst an den politischen Streit am Tor der Leibnizschule vor einem Vierteljahrhundert. Sie waren 1932 Kommunist, ich SPD. Heute bin ich Kommunist, und was sind Sie?“ - „Linker Flügel unserer demokratischen Partei, der gibt sich nämlich auch mit sozialen Problemen ab“, antwortete Loose mit einer Schnelligkeit, die vermuten ließ, dass er auf diese Frage gefasst war, weil er wusste, wofür ich mich interessierte. „Hm“ sagte ich, „also etwa das, was in Frankreich die Radikalsozialisten sind?“ - „Ja, ungefähr, ganz stimmt es natürlich nicht“, erwiderte Loose. „Sind Sie noch Atheist?“ fragte ich weiter. „Nicht ganz, mehr Agnostiker“, bekannte Loose. „Ä, das ist nischt“, polterte ich heraus, „wie kann man dafür schwärmen, dass man etwas nicht weiß, und auch noch phantastische Folgerungen daran knüpfen?“ - „Ja, Herr Professor, ich weiß, dass Ihr Standpunkt nicht zu erschüttern ist, aber Sie sind achtzehntes Jahrhundert“, antwortete Loose in keineswegs schroffem, sondern in sehr versöhnlichem Tone. Darin lag viel Richtiges, Voltaire war ja mein Lieblingsschriftsteller geblieben, aber politisch war ich doch über ihn hinaus gekommen, und bis zu Lenin vorgedrungen. Natürlich begründeten wir unsere Standpunkte nunmehr ausführlich, und dadurch wurde das Gespräch so lang. Loose beantwortete jede Frage gründlich, bisweilen aber auch etwas akademisch verklausuliert. Die Universitätsprofessoren reden in Colorado beinahe in denselben Wendungen wie an der Pleiße. Man muß das Sachliche, worauf es ankommt, immer erst aus einigen Zwiebelhäuten von Einschränkungen herauswickeln, was niemals notwendig ist, wenn man sich mit einem Arbeiter unterhält. Ein solcher pflegt diesen Unterschied übrigens zu kennen und sagt deshalb zuweilen: „Ich bin ein einfacher Arbeiter.“ Gemeint ist damit nicht, dass er keinen Schlips trägt, sondern dass er auf das vorsichtige Einwickeln seiner Äußerungen verzichtet, um nicht ins Unklare zu geraten. Da ich eine intensive Abneigung gegen alles Verschwommene habe, muß ich mich von den Unterhaltungen mit überweisen Gelehrten immer wieder durch Gespräche mit Arbeitern oder auch mit Jugendlichen, die den Jargon der Vorsicht noch nicht gelernt haben, erholen. So glich das Gespräch, das ich jetzt mit Loose zu führen hatte, sehr wenig dem, das wir ein Vierteljahrhundert früher geführt hatten. Wir fanden den alten Ton nur vorübergehend und verloren ihn immer wieder. Die Prinzessin in Goethes „Tasso“ stellt sich die Sache zu einfach vor:

Es ist unmöglich, dass ein alter Freund,
 Der, lang entfernt, ein fremdes Leben führte,
 Im Augenblick, da er uns wiedersieht,
 Sich wieder gleich wie ehemals finden soll.
 Er ist in seinem Innern nicht verändert;
 Laß uns mit ihm nur wenige Tage leben,
 So stimmen sich die Saiten hin und wieder,
 Bis glücklich eine schöne Harmonie
 Aufs neue sie verbindet.

Zu dieser Harmonie drang ich mit meinem amerikanisierten Jugendfreunde eben doch nicht durch. Loose versicherte mir, Eisenhower sei Militär und könne nur in Schlachtfeldern denken. Er fühle sich aber alt und verlasse sich daher oft auf das Urteil seines Außenministers Dulles, den er einfach als seinen bewährten und zuverlässigen Adjutanten

betrachte. Er werde Dulles niemals entlassen; denn er beurteile das Verhältnis zwischen Kommandeur und Adjutanten als ein Treueverhältnis. Dulles sei nur stur, aber nicht etwa dumm. Er wisse ganz genau, dass die Befehle, die er von Eisenhower bekomme, in Wahrheit von den Konzernen kämen. Stark kritisierte Loose die Veröffentlichungen unserer Presse, die er offenbar ständig las. Er sagte, diese beziffere die blutigen Verluste der Amerikaner im Zweiten Weltkrieg mit 70 000. Diese Zahl sei falsch. In Wahrheit wären es 200 000. Die USA hätte nicht 174 Millionen Einwohner, sondern höchstens 150. Von ihnen seien nicht 17 Millionen Neger, sondern nicht ganz 10. Die Berichte über gelynchte Neger seien größtenteils Schwindel. Seit 1954 sei die Gleichberechtigung der Neger auch in den Schulen hergestellt ebenso auf den zwischenstaatlichen Eisenbahnen, allerdings nicht auf denen, die nur in einem Staate liefen, der die Negerdifferenzierung noch in seiner Gesetzgebung habe. Die USA-Eisenbahnen seien ja sämtlich privat. Als ich diese Darstellung unklar fand und mich auf die Schilderungen in den Romanen Howard Fast's berief, erwiderte Loose, diese Romane seien durch die Gesetze von 1954 antiquiert. Natürlich zweifelte ich die wirkliche Durchführung dieses Gesetzes an, aber Loose behauptete nochmals, dass unsere Zeitungen schwindelten. Meiner Frage, ob die amerikanischen nicht schwindelten, wich er aus. So stand immer Behauptung gegen Behauptung. Loose sagte, von unserer Bezifferung der amerikanischen Arbeitslosigkeit mit sechs Millionen seien mindestens zwei abzuziehen. Diese zwei Millionen seien es einfach leid, z.B. in Mississippi zu leben, und zögen in einen anderen USA Staat um, wo sie regelmäßig wieder Arbeit fänden. Während sie auf Achse seien, würden sie als Arbeitslose geführt. Diese Verharmlosung ärgerte mich, ebenso der Hinweis, dass der Sputnik und die interkontinentale Rakete nur zahlenmäßige Vorsprünge bedeuteten. Die amerikanische Technik werde sie ganz von selbst einholen; denn sie laufe auf derselben Linie wie die sowjetische. Dabei komme bald der eine, bald der andere rascher vorwärts und mache dann daraus einen endgültigen Sieg. Es sei unsinnig, das mit dem Gegensatz zwischen Kapitalismus und Sozialismus in Zusammenhang zu bringen. Die Techniker experimentierten einfach weiter, ohne sich dabei um Politik zu kümmern. Wenn ich solche Behauptungen im Sinne unserer Ideologie zu berichtigen suchte, hörte mich Loose ruhig an und ging zu etwas anderem über, wenn ich lange genug geredet hatte. Allerdings hatte ich während der ganzen Unterredung das angenehme Gefühl, dass er nie aus der Verteidigung herauskam und vielfach mit recht schwachen Argumenten arbeitete. Das Anwachsen der amerikanischen Staatsschuld fand er ganz unbedenklich. Er sagte, ein so reiches Land wie die USA könne ruhig 250 Milliarden Schulden haben. Das sei nur eine kleine Hypothek. Eigentlich lief das aber auf den feudalen Satz hinaus „Ein Grandseigneur, der keine Schulden hat, ist überhaupt keiner.“ Damit war Frankreich 1789 sehr übel gefahren. Auch die Amerikaner werden es sich auf die Dauer nicht gefallen lassen, dass man dauernd das Geld der Steuerzahler in die Taschen der Rüstungsindustriellen pumpt. Wir könnten den Endeffekt ruhig abwarten, wenn die Rüstungen nicht zugleich eine kriegerische Explosion herbeiführen drohten, vor der sich jedes Volk mit Recht fürchtet. Der hartnäckige Amerikanismus Looses zeigte mir im übrigen, dass die Renegaten immer schlimmer sind als die Türken, weil sie stets den Feind im eigenen Busen zu bekämpfen haben.

Als Loose ging, holte er plötzlich aus seiner Mappe sein soeben erschienen Buch „Ernst Jünger. Gestalt und Werk“ heraus und bat mich, es in drei Tagen wieder abholen zu dürfen. Einigermäßen entsetzt sagte ich zu; denn ich hatte niemals die Absicht gehabt, etwas von diesem Herold der völkischen Weltanschauung zu lesen, noch weniger ein ziemliches dickes Buch über ihn. Man hatte mir das allerdings schon in Meersburg nahegelegt, weil Jünger im nahen Überlingen 1936 eine Zeitlang gewohnt hatte. Das war derselbe Ort,

dessen Gefängnis ich von innen kannte. Die Überlinger Landschaft sollte Jünger in seinen „Marmorclippen“ phantastisch verbrämt dargestellt haben. Als ich wieder in Leipzig war, schwärmte mir ein ehemaliger Schüler, Dr. Kurt Meyer, wieder allerhand von Jünger vor, der ein äußerst interessanter und komplizierter Charakter sei. Meyer war selbst so etwas Ähnliches; denn er ging bald darauf in den Westen ab und wurde Studienrat in Bremerhafen.

Trotz mannigfacher Hemmungen wurde die Zwangslektüre zu einer angenehmen Enttäuschung. In der Einführung seines Jüngerbuches liefert Loose eine glänzende Begriffsanalyse des Abenteuerlichen, über das er viel nachgedacht hat, weil es ihm selbst im Blute liegt. Zweitens verglich er sehr gewissenhaft die verschiedenen Fassungen von Jüngers Dichtungen, was Lukacs nie in seinen literaturhistorischen Aphorismen tut. So gründlich wie hier hat Loose auf der Leibnizschule nie gearbeitet. Drittens erfuhr ich hier, dass Speidel und Jünger Busenfreunde sind, die im Zweiten Weltkrieg in Paris in Brutalitätsästhetik gemeinsam geschwelgt haben. Das wirft ein bezeichnendes Licht auf die ganze Gesellschaft, die mit ihren wechselnden Intrigen für und gegen den angeblich vergötterten Hitler mehr an die Byzantiner erinnert als an die Germanen der Völkerwanderung. Ein Mangel an Looses Buch ist, dass er die offenkundige Abhängigkeit Jüngers, der 1895 geboren wurde, von Spengler eher versteckt als enthüllt. Außerdem deutet er nur leise an, dass Jünger oft entsetzlichen Schwulst verzapft und für Tiefsinn ausgibt. Als ich Loose sein Buch wieder aushändigte, sagte ich ihm auf den Kopf zu, dass diese Beschönigungen und Verhüllungen sich daraus erklären, dass sein Buch 1957 bei Vittorio Klostermann, dem Hauptverleger Jüngers, erschienen ist. Wir hatten in der ersten Unterredung schon über den westlichen Freiheitsbegriff gestritten. Jetzt konnte ich ihm triumphierend sagen: - „In der DDR nennen wir das kapitalistische Abhängigkeit.“ Trotzdem trennten wir uns in freundschaftlicher Erinnerung an gemeinschaftliche Opposition in der Vergangenheit.

Aber so etwas ist doch nur ein dürftiger Ersatz für Zusammengehörigkeit in der Gegenwart. Diese fühlte ich im Verkehr mit Schwidtmann. Ein sonderbarer Zufall hatte uns zusammengeführt. Wir trafen uns bei einer Lehrertagung in Dresden, als wir beide einen verspäteten Weisheitszahn mit einer geschwellenen Backe zu bezahlen hatten. Schwidtmann war damals 25 Jahre alt, ich 74. Scheinbar waren wir also durch ein halbes Jahrhundert getrennt. Aber als wir über unsere kleinen Leiden gemeinsam Witze machten, merkten wir, dass wir politisch, wissenschaftlich und pädagogisch dieselben Meinungen hatten. Dazu kam noch eine weitere Bindung. Schwidtmann umsorgte seinen früh gealterten Vater mit einer geradezu rührenden Pietät, wie ich das auch getan hatte. Bisweilen dachte ich, dass er diese dankbare Verehrung einfach auf mich übertrug, weil er bei mir Eigenschaften entdeckte, die ihn an seinen Vater erinnerten. Schwidtmann war Matrose gewesen, sein etwas älterer Freund Hensel Steuermann. Gemeinsam hatten beide allerhand durchgemacht. Sie waren Kampfhähne, die auch vor handgreiflichen Auseinandersetzungen durchaus nicht zurückschreckten, sondern sie mit sportlicher Freude erledigten. Am berüchtigten 17. Juni 1953 bewährten sich beide hervorragend im Handgemenge. Hensel kämpfte in Ermangelung einer anderen Waffe mit einer eiligst abgedrehten Türklinke, die ihm dieselben Dienste leistete wie den Menschen der Steinzeit der Faustkeil.

Matrosen und Steuermänner haben etwas Urwüchsiges, das der Jugend gefällt. Diese rechnet solche Leute gewissermaßen als nächstverwandt zu den Seeräubern. Daher eigneten sich Hensel und Schwidtmann vorzüglich dazu, als Neulehrer den frischen Seewind, der allen alten Staub hinwegfegt, in die Schule hineinzutragen. Es ist falsch, es als ein Unglück zu betrachten, dass die Neulehrer selbst noch Lernende waren. Hensel und Schwidtmann waren energisch und fleißig und erledigten in rascher Abfolge die Examina, auf die ihre

älteren Kollegen ihnen gegenüber pochten. Zugleich waren sie glänzende Propagandisten in der Partei und in der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung. Schwidtmann war von einem flammenden Enthusiasmus beseelt, der alle Zuhörer ansteckte. Es war nicht etwa mein Verdienst, sondern das Schwidtmanns, der Stadtschulrat geworden war, dass Leipzig unter allen Städten der DDR die größte Teilnehmerzahl bei der Jugendweihe erreichte. Hensel, der inzwischen erster Vorsitzender im Bezirk Leipzig der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung geworden war, hatte die Gewohnheit, stark zu gestikulieren. Er trug die Haare lang. Wenn sie ihm bei einer Rede über die notwendige Parteilichkeit des Lehrers im Unterricht ins Gesicht fielen, warf er sie mit einem Ruck auf die Schultern zurück. Mit Armen und Händen aber machte er, wenn er eine Folgerung unterstreichen wollte, unwillkürliche Bewegungen, als ob er noch am Steuerrade säße und das Schiff wendete. Das war nicht nur originell, sondern verstärkte den Eindruck, dass hier eine geschlossene Persönlichkeit sprach, die den Zuhörern ihre Meinung unerbittlich aufzwang.

Vielleicht findet mancher, dass ich hier in zu breite Schilderungen verfallte. Aber ich lege ganz bewusst Wert auf anschauliche Einzelheiten. Natürlich hätte ich sehr viel kürzer sagen können: „Als die westdeutsche Kirchenführung sich für die Nato und den Atomkrieg einsetzte, holte unser Arbeiter- und Bauernstaat die alten Freidenker, zu denen gehörte ich, wieder heran.“ Aber durch eine so abstrakte Formulierung bekommt man kein Bild vom Verlaufe der Entwicklung. Abstrakta bilden nur eine dünne Linie, kein Gemälde. Einzelheiten fesseln und unterrichten auf allen Gebieten. Das habe ich zuerst als Schulmeister, dann als Prospektschreiber für den Hendel-Verlag und schließlich als Propagandist der SED immer wieder bestätigt gefunden. Überall muß man doppelte Arbeit leisten, nicht nur einfache. Man dringt zunächst durch Verwertung einer Masse von Einzelerfahrungen zu abstrakten Formulierungen für den eigenen Gebrauch vor. Will man die gewonnene Erkenntnis aber anderen mitteilen, dann muß man das doch wieder an Hand von fesselnden Einzelbeobachtungen tun. Die Bevorzugung der rein abstrakten Linie ist ein Stehenbleiben auf ihr und eine Art von Altersfaulheit, von der sich sogar Männer wie Ranke und Goethe in ihren letzten Schriften zu einer Art von Orakelstil haben verführen lassen, den ihre Schüler bewundern, nachahmen und weiter übertreiben, bis die vollendete Unverständlichkeit erreicht ist. Man muß diese Gefahr kennen, um sie vermeiden zu können. Der Verkehr mit jungen Leuten, in meinem Falle besonders der mit Schwidtmann, war sehr förderlich für beide Teile.

Als mein junger Freund seine ersten Aufrufe für die Jugendweihe veröffentlichte, ließ er sie von bekannten Persönlichkeiten, zu denen er mich rechnete, unterzeichnen, um aus ihnen den Leipziger Stadtausschuß bilden zu können. Die meisten unterschrieben bereitwillig, einige zögernd. Zur ersten Sitzung des Stadtausschusses kamen einige von den Prominenten, später keiner. Dagegen versäumte ich keine einzige Sitzung. Daher ließ Schwidtmann mich zum 1. Vorsitzenden, sich selbst nur zum 2. wählen, da die Hauptsache für ihn naturgemäß seine amtliche Tätigkeit als Stadtschulrat war. Mein Vorsitz war aber doch nur eine Art von Ehrenpräsidium; denn alle Kleinarbeit übernahmen die sehr rührige Sekretärin Tanner und Kotte, der Vorsitzende der Gewerkschaft Unterricht und Erziehung für das Stadtgebiet Leipzig. Dieser machte mich mit Hensel bekannt, der dafür sorgte, dass ich in den Bezirksvorstand unserer Gewerkschaft kam und außerdem Mitglied des Ausschusses für Organisation und Massenpropaganda wurde. Die SED machte mich gleichzeitig zum Mitglied der Jugendkommission für den Bezirk. Dazu gehörten naturgemäß auch Führer der FDJ. Sie luden mich zu ihren Veranstaltungen ein und verliehen mir sehr bald das Abzeichen für gute Pionierarbeit.

So hatte ich im Verlaufe von zwei Jahren eine Masse Funktionen bekommen und

sprach bei allen möglichen Gelegenheiten zwar nicht mehr so gut wie zehn Jahre früher, aber immer noch gut genug, um gern gehört zu werden. Meine Stentorstimme hatte ich allerdings verloren. Als ich bei der Eröffnung der Jugendstunden für Leipzig-Südwest im Felsenkeller allzukühn den Lautsprecher verließ und in den Saal trat, um den Kindern näher zu sein, überschrie ich mich sehr rasch, bekämpfte einen krampfhaften Hustenanfall vergeblich durch eine eilig heruntergestürzte Flasche Selterswasser, erregte dadurch auch noch Gelächter und musste die geplante Rede so stark verkürzen, dass man es eher schon ein Abbrechen nennen konnte. Dieser öffentliche Misserfolg hat mich sehr gewurmt. Mir summten fortwährend die Verse des Baccalaureus im zweiten Teil des „Faust“ im Ohr:

Anmaßlich find' ich, dass zur schlechtesten Frist
Man etwas sein will, wo man nicht mehr ist.

Wie Hände und Füße oft zitterten, das Auge täuschte und das Ohr versagte, so machte nun auch die Kehle nicht mehr mit. Wenn man mir bei Festlichkeiten Komplimente über meine Rüstigkeit machte, pflegte ich zu erwidern: „Ich danke Ihnen für Ihre gute Meinung und bitte, mich nicht beim Herausgehen zu beobachten.“ Verlassen konnte ich mich nur noch auf mein Gehirn, vor allem auf oft durchgespielte Gedankenabläufe. Sehr gern verglich ich unsere Zeit mit der vor vierzig oder fünfzig Jahren, und kam mit dem: „Und wie wir's dann so herrlich weit gebracht“, zum Schlusse. Goethes Spott über diesen Aufkläreroptimismus ändert nichts an der Tatsache, dass eine solche Einstellung gesund und gut ist und den Fortschritt fördert. Besonders angelegentlich bekämpfte ich die verbreitete Meinung, dass die Jugend von heute verwöhnt, undankbar und sittenlos sei. Demgegenüber habe ich immer wieder betont, dass die Jugend heute ein gesundes Geschlechtsleben führt, während man von den ersten Erlebnissen der Schüler und Studenten der Wilhelminischen Epoche auf diesem Gebiete besser schweigt. Den Rekord an Geschlechtskrankheiten erreichte damals bekanntlich die Kellnerin, aber in sehr geringem Abstände folgten ihnen die Studenten. Diese Zustände wurden durch die beiden Weltkriege noch verschlimmert, aber dann trat die Gesundung ein. Man schlägt heute Lärm, wenn ab und zu einmal ein Kind sozusagen auf der Schulbank geboren wird, aber das kommt selten vor, dass man darauf keine Schreckensstatistik aufbauen kann. Die Jugendkriminalität steigt in den USA und auch in Westdeutschland beängstigend an, während sie bei uns erfreulich fällt. Es hat sich also durchaus gelohnt, dass der Staat bei uns riesige Mittel für die Pflege und Erziehung der Kinder aufwendet. Daraus aber soll man nicht die Berechtigung folgern, den Kindern andauernd die Rechnung unter die Nase zu halten, um gerührte Dankbarkeitsbezeugungen einzukassieren. Die sorgfältige Brutpflege ist ein natürlicher Instinkt, der nur in entarteten Verhältnissen abstirbt.

Gern schilderte ich vor Oberschülern die Art, wie wir im Anfange unseres Jahrhunderts nicht nur auf der Schule, sondern auch beim Militär zur Missachtung der körperlichen Arbeit erzogen wurden. Jeder Einjährige hatte zwar keinen Burschen, aber einen Putzer und lernte daher nicht einmal, seine Sachen selbst zu reinigen oder sich einen Knopf anzunähen. Als mich einmal ein Sergeant zum Aufheben von Patronenhülsen auf dem Schießstand heranzog, wurde er vom Hauptmann fürchterlich angeschnauzt, weil er das Reglement nicht kenne. Der Einjährige werde zum Offizier ausgebildet und dürfe deshalb zu keiner Art von körperlicher Arbeit herangezogen werden. „Wenn Sie noch eine einzige Hülse aufheben, werden Sie bestraft“, rief mir der Hauptmann zu. Heute aber, sagte ich den Oberschülern, werde der Arbeitersohn bevorzugt und zur Achtung vor den Werktätigen, die alle Werte schaffen, erzogen. Da ich jeden Satz mit solchen persönlichen

Anekdoten illustrierte, gewann ich nicht nur die Aufmerksamkeit, sondern auch die Herzen meiner jugendlichen Zuhörer. Sie merkten wohl, dass mich die Rede anstrengte, aber sie fühlten zugleich, dass ich mir Mühe um sie gab, und das rührte sie. Siegfried Wagner, der eine solche Versammlung leitete, veranlasste einmal die Zuhörer, mir durch Aufstehen von den Sitzen eine Art von Ovation darzubringen. Dabei flog mir die enthusiastische FDJ-Führerin Traudel Löblich sogar um den Hals, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ihr einen Kuß auf den schwarzen Haarwust zu drücken, der in wirkungsvollem Kontrast zu meinem kahlen Greisenschädel stand. Glücklicherweise wurde die Szene nicht photographiert. Als ich ein Jahr später die junge Dame wieder traf und als Traudel Löblich begrüßte, sagte sie schelmisch: „Nicht mehr!“ - „Aha“, erwiderte ich, „du hast geheiratet. Wie heißt du jetzt? „Bohmann“, lautete die Antwort, die mich nicht gerade erfreute.

Natürlich setzte mit der Beliebtheit auch wieder die Legendenbildung ein. So musste ich den FDJ-Führer Knobloch in einer Sitzung des Jugendausschusses der Partei korrigieren, als er behauptete, ich hätte mir mein Studium unter den „schwersten Entbehungen erhungert.“ Als Student hatte ich nämlich 224 Pfund gewogen, weil ich zuviel Bier trank. Ein richtiger Märtyrer bin ich nie gewesen, und unverdientes Mitleid darf eine von Natur aus vergnügte Seele nicht auch noch den andern wegnehmen. Was alles in einen Menschen hineingesehen werden kann, merkte ich, als ich in meinem achtzigsten Lebensjahre mehrfach porträtiert wurde, zuerst von meinem Freunde Stengel in Aquarellfarben, dann von Zürner in Öl. Unter Führung von Hauwede zeichnete im Haus des Lehrers in der Mottelerstraße ein Kollektiv von Künstlern, die im Halbkreis um mich saßen, äußerst verschiedene Bilder von mir. Das beste lieferte Hauwede selbst und schenkte es mir, als ich ihn lobte, weil ich darauf wie ein Denker aussah. Auf einem andern erkannte ich Gottfried Keller, gezeichnet von Stauffer-Bern, aber nicht mich, und auf einem dritten sah ich einem verstoffenen Bierbrauer verblüffend ähnlich. Trotzdem schätze ich jetzt Porträts wieder mehr als Blitzlichtaufnahmen, die aus jedem Kopf einen Hefekloß mit zwei Rosinen machen.

Nach dem Wiederaufbau meiner Popularität musste ich darauf gefasst sein, an meinem achtzigsten Geburtstage mehr gefeiert zu werden, als das an meinem 70. oder 75. geschehen war. Als ich meine Frau mit gewohntem Optimismus darauf aufmerksam machte, dass mit starkem Besuch und mit entsprechendem Durst am 4. Oktober 1957 zu rechnen sei, erwiderte sie mit angeborenem Pessimismus: „Da wirst Du wieder einmal eine Enttäuschung erleben. Kein Mensch wird sich um dich bekümmern.“ Unser Sohn Todi, der gerade zu Besuch da war, sagte aber: „Der Vater kann recht haben. Wenn sich einer plötzlich dafür einsetzt, kommt eine Masse Menschen.“ Genau so verlief die Sache. Tord war damals bei uns, weil er in Berlin seinen Dr. juris magna cum laude gemacht hatte und dieses Familienereignis gebührend gefeiert werden musste. Seine Dissertation behandelte 350 Schreibmaschinenseiten sehr gründlich und klar das aktuelle Thema: „Die rechtlichen Beziehungen zwischen dem Ministerrat der Deutschen Demokratischen Republik und den Räten der örtlichen Organe der Staatsmacht.“ Ich las die umfangreiche Arbeit mit großem Interesse. Die Verlagerung vieler Entscheidungen an die lokalen Körperschaften und andererseits deren Kontrolle durch die zentralen Instanzen war ein Stück Verfassungsgeschichte und betraf Fragen, mit denen ich mich oft beschäftigt hatte, seit die Staatsgewalt vom Volke ausging. In die Einzelheiten aber war ich nie so tief eingedrungen wie mein Sohn, hatte auch nie sein Geschick besessen, mit dem er knifflige Kompetenzkonflikte aufspürte und löste. Da er auch viel eigene Erfahrung auswertete, hätte die Arbeit meines Erachtens mit 1 zensiert werden müssen, also summa cum laude. Aber es war Tord genauso gegangen wie mir: er hatte nur die 2 errungen. Die 1 kam auf der Berliner Universität überhaupt kaum noch vor, die 2 galt bereits als eine hervorragende Leistung. In Auerbachs Keller

veranstalteten wie eine Siegesfeier im engsten Kreise. Die Zeche betrug für fünf Personen fast hundert Mark und betraf hauptsächlich guten, aber teuren sowjetischen Sekt. Wir tranken ihn mehr mit Andacht, als mit lauter Fröhlichkeit. Es war zugleich eine Art von Vorfeier meines achtzigsten Geburtstags.

Der Mann, der die Feier in Leipzig in Gang brachte, war Paul Fröhlich. Die Leipziger Volkszeitung brachte mein Bild, gezeichnet von Völkel, und dazu folgenden Artikel: „Hochverehrter, lieber Professor Riemann! Deinen heutigen achtzigsten Geburtstag nehmen wir zum Anlaß, Dir im Namen der Bezirksleitung der Partei herzlichst zu gratulieren. Dein langes Leben, das du als Sozialist in den Dienst der Erziehung der jungen Generation gestellt hast, war angefüllt mit Kämpfen für den Aufbau eines sozialistischen Deutschlands. Seit Jahrzehnten bist Du unserer Jugend ein Vorbild im konsequenten Kampf gegen Faschismus und Militarismus. Du bliebst unerschütterlich in der Zeit des Faschismus. 1945 beim Aufbau der neuen demokratischen Schule standest Du in der vordersten Linie. Trotz Deines hohen Alters hast Du als Professor und Direktor der Leibniz-Oberschule Pionierarbeit bei der sozialistischen Erziehung unserer Jugend geleistet. Allen Lehrern bist Du das Vorbild eines verdienten, eines wahrhaft sozialistischen Lehrers, ein guter Freund der Arbeiterklasse und ihrer Jugend. Überall findet man Dich: als Propagandist der Partei, bei der Jugend und in anderen Funktionen, wo es gilt, für den Sieg der Wahrheit und des Sozialismus in der Welt einzutreten. Dafür sagen wir Dir heute Dank. Wir wünschen Dir, lieber Genosse Professor Riemann, dem unsere werktätigen Menschen mit Recht den Ehrennamen „Verdienter Lehrer des Volkes“ gegeben haben, noch viele Jahre bester Gesundheit im erfolgreichen Kampfe für die Sache der deutschen Nation und für die Sache des Friedens und des Sozialismus! Mit sozialistischen Kampfesgrüßen Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, Bezirksleitung Leipzig, Fröhlich, Erster Sekretär.“

Hier war alles gesagt, was bei sehr vielem gutem Willen lobenswert an mir gefunden werden konnte. Da es sich um ein Parteizeugnis handelte, brauchte meine literarische Tätigkeit nicht erwähnt zu werden, ebensowenig mein berühmter Vater. Wenn ich noch ein solcher Familienmensch gewesen wäre wie die drei Brüder von Stefan Heyms „Augen der Vernunft“, wäre mir dieses Manko sofort aufgefallen. So bemerkte ich es erst jetzt beim Kopieren des Artikels. Dieser wurde sofort in vielen Glückwunschschriften und namentlich in den Telegrammen, die ohne den Aufsatz gar nicht gekommen wären, inhaltlich ausgewertet, ebenso in den Artikeln anderer Zeitungen und sogar im Rundfunk, der über den sonst üblichen Lakonismus diesmal weit hinausging und gar nicht zu erwägen schien, dass mein Ruhm nicht weit über Leipzig hinausreichte.

Vor allem aber wurde der Zug der Gratulanten, die von zehn Uhr ab kamen, dadurch verstärkt. Die Vertreter der Partei, der Gewerkschaft, der Leipziger Schulen, der Jugend, auch Schüler aus meiner pädagogischen Frühzeit überbrachten persönlich Bilder, Bücher, Frühstücks- und Blumenkörbe, Weinflaschen und Zigarrenkisten; denn meine Vorliebe für diese Genussmittel war bekannt. Frau Neu überreichte mir einen von ihr gestifteten „Orden für treue Freundschaft“. Unsere häuslichen Vorräte waren bald erschöpft. Daher bewirteten wir die später Kommenden mit dem, was die ersten gebracht hatten, so dass sich zum Vergnügen Hensels und Schwidtmanns eine Art von fröhlichem Picknick entwickelte. Es wurden kleine Reden auf mich gehalten, die ich erwiderte. Der Gefeierte pflegt darauf mit dem Vorredner anzustoßen und ihm nach dem Trunke die Hand zu schütteln. Als ich diesen Akt einunddreißigmal erledigt hatte, war ich ein bisschen beschwipst, fühlte mich aber „für mein Alter noch außerordentlich rüstig“.

Ich hatte keine Feinde mehr, ich war eine ehrwürdige Antiquität.